

WO ES WAR, SOLL WIR WERDEN

Von Eva Tepest
und
Anna Kipke

Freuds Thesen von Penisneid und Ödipuskomplex gelten als überholt. Welche Bedeutung hat Psychoanalyse heute? Und wo liegen mögliche oder gar notwendige Schnittstellen zu Feminismus und Gesellschaftskritik?

Es ist nicht schwer, sich als Feminist*in von der Psychoanalyse abzuwenden. Ein paar Schlagworte reichen: Penisneid, Ödipuskomplex, Phallus und schon steht die Pointe – Freud ist ein Witz seiner patriarchalen Gesellschaft. Jahre nachdem wir die Lektüre von „Die Traumdeutung“ auf halbem Weg entnervt aufgegeben haben, steht in unserem feministischen Lesekreis ausgerechnet *er* auf dem Programm. Aus unserer Sicht ist Freud nicht nur ideologisch fragwürdig, sondern auch irrelevant. Wenn uns Sexualität interessiert: Von Audre Lorde gibt's auch was dazu. Jetzt sitzen wir an diesem Text, weil wir von der Bedeutung der Psychoanalyse für den Feminismus überzeugt sind. Irgendwo dazwischen liegen Lektüren von Anna und Sigmund Freud, Jessica Benjamins „Fesseln der Liebe“ und „Männerphantasien“ von Klaus Theweleit.

Über Freud (mit vollem Namen Sigismund Schlomo Freud) wurden mindestens 15 Biografien geschrieben, die letzte erschien erst vor einigen Monaten. Er wurde 1856 in Freiberg in Mähren, im heutigen Tschechien, als Sohn jüdischer Eltern geboren. Von Charles Darwin inspiriert widmete er sich in seinem Studium in Wien zunächst der Untersuchung von Aalhoden, bis er 1881 mit der Arbeit „Über das Rückenmark niederer Fischarten“ zum Doktor der Medizin promovierte. Im weiteren Verlauf seines Lebens experimentierte er mit

Kokain, begann eine Selbstanalyse, reiste mit C. G. Jung in die USA und gründete 1910 die Internationale Psychoanalytische Vereinigung.

Gemeinsam mit dem Arzt Josef Breuer veröffentlichte Freud 1885 die Abhandlung „Studien über Hysterie“, die als Basis für die klassische Psychoanalyse gilt. Später unterschied er verschiedene Ebenen der Psychoanalyse – als Verfahren zur Untersuchung seelischer Vorgänge, als Behandlungsmethode neurotischer Störungen sowie als wissenschaftliche Disziplin („Psychoanalyse“ und „Libidotheorie“, 1923). Im Mittelpunkt psychoanalytischer Theorie steht die Annahme eines Unbewussten, eines Bereichs der menschlichen Psyche, der dem bewussten und rationalen Denken nicht direkt zugänglich ist und sich damit zunächst der Steuerung durch das Subjekt entzieht. Um dorthin vorzudringen, gelangte Freud über die Hypnose zu den Methoden der Traumdeutung und der freien Assoziation, die in der psychoanalytischen Praxis weiterhin eine zentrale Stellung einnehmen.

Freuds Auseinandersetzung mit der Frage „Was will das Weib?“ fand vergleichsweise spät statt, nämlich mit dem Erstarken der Frauenbewegung nach dem Ersten Weltkrieg. Zahlreiche Psychoanalytikerinnen wie Sabina Spielrein, Karen Horney und Melanie Klein gaben kritische Antworten. So beschrieb Horney 1931 in dem Sonderheft

„Menstruation“ der „Zeitschrift für Psychoanalytische Pädagogik“ die „prämenstruellen Verstimmungen“ als eine Folge unbefriedigter Lust aufgrund „kultureller Einschränkungen“, während Klein den Brustneid und die Mutterbindung an die Stelle von Penisneid und Ödipuskomplex setzte.

Mit dem Faschismus wurde nicht nur der Frauenbewegung und ihrem emanzipatorischen Potenzial für das Denken rund um Geschlecht und Sexualität ein Ende bereitet. Im deutschsprachigen Raum und in den von den Deutschen besetzten Gebieten wurde die Psychoanalyse als jüdisch, kommunistisch und „entartet“ verfolgt und fast vollständig ausgelöscht. Die zumeist jüdischen Psychoanalytiker*innen, ob in Freuds Wiener Umfeld, in Berlin oder in Budapest, wurden ermordet oder ins Exil gezwungen.

Auch heute sind Zeit und Geld bei der Psychoanalyse keine Nebensache, weder bei den Analysierten noch bei den Analytiker*innen.

1938 musste Freud über Paris nach England fliehen. Als kranker Mann schrieb er in London seine letzte Monografie, „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“: ein „historischer“ Roman und eine von persönlicher Dringlichkeit gezeichnete Meditation über die kulturelle, religiöse und sprachliche Gemeinschaft, der er sich trotz seiner Kritik an institutionalisierter Religion immer zugehörig fühlte. In einem Brief an seinen Kollegen Enrico Morselli schrieb er: „Ich weiß nicht, ob Ihr Urteil recht hat, welches in der Psychoanalyse ein direktes Erzeugnis des jüdischen Geistes erkennen will, aber wenn es so wäre, würde ich mich nicht beschämt fühlen.“ Bis heute wird die Psychoanalyse als „jüdische Wissenschaft“ antisemitisch abgewertet. Freuds Tagebuch endet im Jahr seines Todes 1939, eine Woche vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, mit dem Eintrag „Kriegspanik“.

Im Zuge des Faschismus verschob sich das Zentrum der Psychoanalyse in das angelsächsische und angloamerikanische Exil. Nicht zuletzt wurde sie dadurch zum zentralen Bestandteil der US-amerikanischen kulturellen Produktion: Alfred Hitchcock zeichnete mit seinen Filmen „Ich kämpfe um dich“ (1945), „Vertigo“ (1958) und „Marnie“ (1964) nicht nur ein (kritisches) Bild von den „goldenen Jahren“ der Psychoanalyse in den USA, sondern stellte auch Figuren ins Zentrum, die durch ihre Neurosen und Konflikte die Handlung maßgeblich beeinflussten. Auch Woody Allens Referenzen auf die Analyse seiner Protagonist*innen wurden zu einem seiner Markenzeichen. Erst 2012 erschien Alison Bechdels bemerkenswertes Comicdrama „Wer ist hier die Mutter?“, in dem sie sich ihren eigenen Therapiesitzungen, ihrer queeren Biografie und der Beziehung zu ihrer Mutter annähert.

Ende der 1960er-Jahre kam die Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis in der Psychoanalyse erneut auf. In „Das goldene Notizbuch“ beschreibt die britische Schriftstellerin Doris Lessing, wie „infantile“ Männer ihre Analytiker zur Abwehr gegen ihre Mütter, Frauen und Geliebten zitieren. Die radikalfeministische katholische Theologin Mary Daly benennt den „therapist“ kurzerhand in „the/rapist“ um. Kein Wunder, denn Freuds Weiblichkeitsbild ab den 1920ern scheint zunehmend das eines verkümmerten, moralisch minderwertigen Wesens zu sein, getrieben von Penisneid, Kastrationskomplex und hysterischen Anwandlungen. Die nicht nur rationale, sondern auch emotionale Ablehnung der Psychoanalyse ist daher in einem

ersten Schritt notwendig, um, wie die Soziologin Carol Hagemann-White schreibt, „sich zuzugestehen, dass mit dem Gefühl und nicht nur mit dem Kopf gelesen wird und dass Aussagen über die eigene Minderwertigkeit Wut machen“.

Neben der Kritik von meist *weißen* Mittelschicht-Feministinnen bündelte „Freud“ bald auch die berechnete Wut weiterer Gruppen des feministischen Spektrums. Ein Vorwurf: Seine Wissenschaft sei nicht auf alle (außereuropäischen) Kontexte bedingungslos anwendbar und bliebe auf die Nöte der Oberschicht im Wien der Jahrhundertwende beschränkt. Auch heute sind Zeit und Geld bei der psychoanalytischen Therapie keine Nebensache, weder bei den Analysierten noch bei den Analytiker*innen. Obwohl die Psychoanalyse in Deutschland, neben der verhaltenstherapeutischen und der tiefenpsychologischen Therapie, seit 1967 von den Krankenkassen bezahlt wird, haben viele Menschen nicht die notwendigen zeitlichen oder emotionalen Ressourcen für eine Analyse, die traditionell drei bis vier Stunden pro Woche in Anspruch nimmt.

Doch wie gehen Feminist*innen heute mit dem psychoanalytischen Erbe um? Alex, die in Halle Psychologie studiert und später als Psychoanalytikerin arbeiten möchte, antwortet: „Ich war vor meiner ersten Begegnung mit der Psychoanalyse politisch und feministisch interessiert und konnte erst mal nicht viel mit ihrer bildlichen Sprache anfangen. Von Penisneid und Co. wollte ich echt nichts hören. Ich bin dann aber trotzdem dabei geblieben, auch weil ich das Gefühl hatte, da beginnt ein Prozess der Auseinandersetzung in mir, da passiert irgendwas. Das fand ich spannend.“ In Deutschland sind von ungefähr 21.000 kassenärztlich zugelassenen Therapeut*innen 5.550 Analytiker*innen. Die Ausbildung muss selbst finanziert und oft neben der Lohnarbeit absolviert werden.

Simone ist mittlerweile seit zehn Jahren praktizierende Analytikerin. Und das, obwohl sie zu Ausbildungsbeginn mit Anfang dreißig als alleinerziehende Mutter in prekären Verhältnissen lebte. Das bedeutete für sie in den sechs Jahren, in denen sie ihre Ausbildung durchpowerte, eine Dreifachbelastung: Jede Woche musste sie, neben dem 25-Stunden-Job in einer Klinik und der anfallenden Reproduktionsarbeit, dreißig Stunden mit Ausbildungsfällen und Lehranalysen, Supervision und Seminaren zubringen. „Das ist eigentlich nur machbar, wenn du kein Kind und keine Schulden hast – und möglichst eine*n mitverdienenden Partner*in oder ein Erbe.“ Ein Grund, warum eher junge und privilegierte Menschen mit weniger Lebenserfahrung und glatten Lebensläufen hinter der Couch sitzen.

Patriarchale Strukturen im psychoanalytischen Establishment kritisiert Simone schon seit Anfang der 1990er. In Diskussionen hielt sie Kolleg*innen, die den Feminismus bereits damals für überholt hielten, die Frage entgegen, warum bei neunzig Prozent Studentinnen die Klinikchefs, Ausbildungsleiter und Professoren meistens Männer sind. In ihrer eigenen Praxis geht Simone, anstatt an Traditionen festzuhalten, auf die Bedürfnisse ihrer Patient*innen ein: So therapiert sie bei tiefgehenden Bindungsproblemen und Verlustängsten im Sitzen anstatt im Liegen, um zu signalisieren: „Du bist immer noch willkommen, du bist immer noch akzeptiert.“ Die materiellen und sozialen Verhältnisse werden dabei von ihr nicht ausgeblendet: „Schulden sind etwas, was schlaflose Nächte bereitet, körperliche Probleme verursachen auch psychische, die ganz konkrete Arbeitsplatzsituation hat einen Einfluss und da sind nicht immer Mama und Papa.“

Bis heute wird die Psychoanalyse als „jüdische Wissenschaft“ antisemitisch abgewertet.



In der Psychoanalyse sieht Simone großes emanzipatorisches Potenzial: „Der Grundgedanke von Freud und den meisten kritischen Nachfolger*innen war die Emanzipation vom Ausgeliefertsein ans Unbewusstsein, also: ‚Wo Es war, soll Ich werden.‘ Dazu gehört auch eine gewisse Befreiung vom Über-Ich, das die sozialen Normen und Idealvorstellungen von einem selbst enthält. Selbstbestimmtheit durch möglichst bewusstes statt unbewusstes Leben ist die große Schnittmenge der Ziele von Psychoanalyse und Feminismus. Beide kommen meiner Meinung nach gar nicht aneinander vorbei, ohne Wesentliches zu verpassen.“

Dieses Potenzial liege auch in der Anerkennung der Vielschichtigkeit des eigenen Begehrens und der Identifizierung. „Die Triebtheorie war der Anfang der Psychoanalyse, deswegen sind Körperlichkeit, Sexualität, Geschlechtlichkeit und soziale Rollen immer entscheidend“, erklärt Simone. Dabei ist jede Prägung ambivalent und erklärungsbedürftig, keine einfach „normal“, wie auch Melanie Babenhauerheide in ihrem Artikel „Nicht ohne Sträuben“ schreibt: „Heterosexualität und Kinderwunsch sind wie Homosexualität, Masochismus und jede andere Form von Sexualität kein automatisches Schicksal, sondern ein Resultat der konflikthaften Geschichte des Begehrens.“

Diesen Auslegungen geht jedoch ein handfestes Problem voran: Bis 1991 wurden in Deutschland homosexuelle Kandidat*innen nicht zur psychoanalytischen Ausbildung zugelassen, auch heute werden lesbische, schwule, trans und queere Personen in einer Therapiesitzung oft mit unangenehmen Fragen konfrontiert. Auch wenn sich Freud 1915 dagegen aussprach, Homosexuelle von anderen Menschen zu unterscheiden, wurden in der Rezeption vor allem seine pathologisierenden Abschnitte verhandelt, sowohl von den Gegner*innen der Psychoanalyse als auch von den Analytiker*innen selbst. Dies hält Simone für grundfalsch. Sexualität werde bei ihr nur dann thematisiert, wenn es von ihren Patient*innen auch gewollt wird: „Wenn es nicht problematisch ist, muss man es auch nicht problematisch machen.“

„Der Grundgedanke von Freud war die Emanzipation vom Ausgeliefertsein ans Unbewusstsein.“

Die gesellschaftspolitische Relevanz der Psychoanalyse scheint indes abzunehmen. Der Erfolg der Verhaltenstherapie ab den 1980er-Jahren liege nicht nur daran, dass sie für die Kassen mit rund fünfzig anstatt 160 Sitzungen günstiger erscheint und die Patient*innen schneller wieder ins Arbeitsleben integriert werden können, sondern, so Simone, auch an ihrer zeitgemäßen Sprache: „Leider ist Freuds Wortschatz oft ganz unsympathisch, ungünstig und verzerrend.“ Begriffe wie Freud'scher Versprecher, Narzissmus und Ödipuskomplex seien mittlerweile ohne konkreten Bezug in die Alltagssprache eingegangen und häufig negativ behaftet. Laut Alex ist die Psychoanalyse im Psychologiekanon der Unis längst an den Rand gedrängt: „Im Lehrplan wurde das als Stümperei abgetan, als etwas, das unwissenschaftlich, antiquiert und überholt ist. Bei PowerPoint-Präsentationen hieß es dann: ‚Haha, was für ein Humbug, hihi, nächste Folie.‘“

Pia ist 31, arbeitet als Sonderpädagogin an der Förderschule und befindet sich wegen ihres zweiten Kindes gerade in Elternzeit. Seit drei Jahren macht sie eine Analyse, zurzeit einmal pro Woche. „Ich hatte ein Problem und suchte jemanden, der mir hilft, die Dinge einzuordnen. Ich fand in meiner Analyse gut, dass jede Äußerung viel Raum bekam, selbst wenn ich dachte: ‚Jetzt sag ich was vor mich hin.‘ Dadurch habe ich auch angefangen, mich anders wahrzunehmen und nicht

„Mit Therapeut*innen, die uns unterstützen, ist Psychoanalyse schon längst feministisch.“

mehr so sehr in nützliche und nutzlose Aussagen zu unterteilen.“ Ihre erste Schwangerschaft war ein Grund für ihre Therapie, denn: „Meine Kinder sollen ja nichts ausbaden, das ich nicht bearbeitet habe.“

Auf die Frage nach der Möglichkeit feministischer Psychoanalyse meint sie: „Jessica Benjamin beschreibt ja beispielsweise, inwiefern Psychoanalyse hilft, die eigenen Unterdrückungsverhältnisse zu verstehen. Das finde ich hochaktuell. Gleichstellung ist inzwischen ein absolutes Mainstreamthema und trotzdem herrschen in ganz vielen Heterobeziehungen – und spätestens, wenn das erste Kind da ist – Strukturen wie in den 1950ern. Wer kocht, putzt, versorgt die Kinder, geht gut gelaunt zur Arbeit, um da weniger zu verdienen? Da muss es ein Problem geben, das wir noch nicht zur Gänze erkannt haben. Sich auch auf individueller Ebene immer wieder zu überprüfen, wäre äußerst hilfreich. Mit Therapeut*innen, die uns stärken und unterstützen, ist Psychoanalyse schon längst feministisch.“

Pia weist darauf hin, dass sich Prozesse der individuellen Entwicklung nicht von gesellschaftlichem Werden trennen lassen. Kein Mensch ist eine Insel und so etwas wie individuelle Heilung gibt es nicht. Jessica Benjamin beschreibt in „Die Fesseln der Liebe“, wie Liebe und Herrschaft miteinander zusammenhängen und fragt: Wieso hat die Revolution nicht stattgefunden? Wo liegt unsere Handlungsfähigkeit und wieso sind wir bereit, uns bestehenden Verhältnissen zu unterwerfen? Sie versucht aufzuzeigen, wie ein Gleichgewicht zwischen Menschen hergestellt werden kann, das um die Abhängigkeit des Selbst vom Anderen weiß, ohne permanent Grenzen zu überschreiten. Psychoanalytische Überlegungen zur Herrschaft umtreiben auch die postkoloniale Theoretikerin Anne Anlin Cheng. In der Tradition des Psychiaters Frantz Fanon untersucht sie die verheerenden Folgen rassistischer Herrschaft auf das Individuum: In „The Melancholy Of Race“ plädiert sie dafür, neben (unpersönlichen) politischen, sozialen und historischen Analysen auch zu untersuchen, wie Rassismuserfahrungen die Psyche durchdringen.

Für den Feminismus war das vermeintlich Private schon immer politisch: Die Suche nach einem selbstbestimmten Umgang mit Ängsten und sozialen Erwartungen, nach herrschaftsfreien Beziehungen steht nicht nur im Zentrum der psychoanalytischen Theorie und Praxis, sondern auch auf der feministischen Agenda. Neben Theorien, die uns erklären, wie Gesellschaft funktioniert, braucht es auch solche, die die Subjektwerdung darin nachvollziehen. Oftmals sind die Feminist*innen, die Freud kritisieren und ihn seines patriarchalen Fundaments überführen, dieselben, die an der Psychoanalyse festhalten und sie weiterentwickeln.

Nach einer Woche Lesekreis mit Freud haben wir uns gestanden, dass wir uns manchmal einen Penis gewünscht haben und wie wir auf Klobrillen gestiegen sind, um im Stehen zu pinkeln. Mit Jessica Benjamin haben wir gelernt, dass „Penis“ hier ein Symbol für die Freiheit ist, die Mädchen oft verwehrt bleiben. Wir sind überzeugt, dass die Psychoanalyse – abseits aller berechtigten Kritik und Wut – wichtige Anstöße gibt. Für eine Theorie, die Raum lässt für Affekte und Assoziationen, für ein ambivalentes Begehren, für die Beschreibung von Unterdrückungsmechanismen und die Aussicht auf gleichberechtigte Beziehungen. ♦